

„**SOZIALES kommunizieren** – in soziale Kultur investieren“

Titel des Vortrages: „Journalismus mit den Augen auf den Schwachen“

(Originaltext)

Referentin: Gabi Zornig

(Journalistin der Tageszeitung KURIER Wien-Österreich)

Es gibt mehrere Gründe, Journalist zu werden:

Wegen des Schreibens,

um nah am Geschehen zu sein,

um etwas zu bewirken

das sind zumindest meine drei Gründe gewesen.

Ich wollte über Politik berichten – hier kommen wohl Grund Eins und Zwei zum Tragen. Irgendwann passierte etwas Interessantes: An das Nahsein am Geschehen gewöhnt man sich, es nützt sich ab. Man erkennt, wie normal doch diese Menschen sind – die scheinbar so bedeutenden, mit denen man tagtäglich zu tun hat. Man erkennt, wie sehr sich das Geschehen, das neue, aktuelle, wiederholt.

Und dann kristallisiert sich ein Teil der Arbeit heraus, der einen immer wieder berührt. Die scheinbar unbedeutenden Menschen, mit denen man zu tun hat, die von der Politik und ihren Gesetzen betroffenen sind .

Ihre Geschichten nützen sich nicht ab, ihre Geschichte berühren. Immer wieder aufs Neue trotz Wiederholung. Weil die Floskel fehlt, weil keine Taktik dahinter steckt, wenn Menschen ihre Schicksale erzählen.

Nehmen wir das wichtige politische Thema Armutsbekämpfung: In Ländern wie den unseren will keiner so recht an Armut glauben. Ja in Afrika herrscht Armut, in Asien, aber doch nicht bei uns. Diese Frau, die ich damals getroffen habe, war jünger als ich. Ein Kind, keinen Mann, keinen Job und chronisch krank. Die Wohnung desolat. Ihr Leben, ihre Person, ihren noch immer vorhandenen Optimismus habe ich beschrieben. Die nächsten Tage lief das Telefon heiß, viele wollten ihr helfen, mit Geld, mit Sachgeschenken. Mein Artikel hatte etwas bewirkt. Grund Drei hat sich erfüllt.

Hat er das wirklich? Nur weil dem Einzelnen geholfen wird, ändert sich die Gesamtsituation? Ich fürchte nicht. Auch der Tschetschene, dem man seine Geschichte am Asylamt nicht glauben will, dessen offensichtlich schweres Trauma man übersieht, wird bedauert, wenn man von ihm liest. Auch ihm will der eine oder andere Hilfe zukommen lassen. Deswegen ändert sich noch nichts am System. Die Geschichten werden im Zweifelsfall nicht geglaubt, Traumata übersehen. Sonst könnte man Flüchtlinge ja nicht mehr so leicht abschieben.

Beruhigt der Journalist mit solchen Geschichten also nur sein eigenes Gewissen? Beruhigt der Leser mit seiner Anteilnahme das seine? Das Problem ist, dass wir nicht draufbleiben auf den Stories. Wir erzählen einmal eine Story, zu einem späteren Zeitpunkt eine andere. Zu Weihnachten etwa gehen die Medien über mit Schilderungen vom Leben der Armen. Gibt es eine Gesetzesänderung im Fremdenrecht ist alles voll mit Flüchtlingsschicksalen.

Aber was ist dazwischen? Wir verabsäumen es, eine kritische Masse zu erzeugen – durch Nachhaltigkeit. Die interessiert oft die Kollegenschaft, noch öfter die Chefredakteure nicht. Warum willst du jetzt schon wieder mit so einer Gutmenschen-Story kommen? Die Leute wollen nicht immer nur Trauriges lesen? Wir leben in einer Fun-Gesellschaft. Die interessiert das doch gar nicht. Oder es kommt die Frage: Wo ist der aktuelle Anlass? Oft wären Kollegen und Chefs trotz dieser Einwände bereit dranzubleiben, aber die Schnelligkeit der Zeit lässt es nicht zu. Längst ist anderes zu berichten, der Platz für die zeitlose Geschichte, die nur im Leben des Einzelnen aktuell ist, fehlt.

Was haben wir nicht alles über das Elend in New Orleans erfahren, zur Zeit des Hochwassers, ausgiebig. Mit dem Rückgang des Wassers riss die Informationsflut ab. Höchstens zum Jahrestag wird an derartige Ereignisse erinnert, an die Schicksale meist gar nicht mehr. Wenn Einzelfälle auch auftauchen, die Schnellebigkeit der Information schwemmt sie ebenso schnell weg.

Würden wir Journalisten uns ein wenig mehr ins Zeug werfen, könnten wir aber genau diese Schnellebigkeit, diese Informationsflut für die so erwünschte Nachhaltigkeit nutzen. Selbst die vielkritisierte Fun-Gesellschaft könnten wir uns zunutze machen. Denn die Menschen, die Leser und Zuschauer – wie auch wir – sind meist überfordert von der Fülle an Information, vom Tempo, mit dem diese ausgestoßen wird. Die Folge ist, sie, wir stumpfen ab, wollen von all dem gar nichts mehr wissen. Weil wir es gar nicht zu Greifen bekommen, nicht mehr verstehen.

Wenn wir es doch versuchen, werden wir von den kurzen Botschaften leichter angesprochen, den Codes. Wir brauchen nur das Wort Asylwerber zu hören und denken an Kriminelle, Illegale, Drogenhändler. Ein Obdachloser oder ein Arbeitsloser ist ein Sozialschmarotzer. Warum sind diese scheinbar wertfreien Begriffe mit so negativer Wahrnehmung behaftet? Weil wir, Journalisten, oftmals das Feld des Geschichtenerzählens jenen überlassen, die damit politisches Kleingeld machen wollen. Wie kann ich diese Codes knacken? Indem ich beispielsweise von dem Schwarzafrikaner erzähle, der es satt hat, in der U-Bahn auf Drogen angesprochen zu werden. In dem ich vom Obdachlosen erzähle, der noch kurz zuvor ehrbares Mitglied unserer Gesellschaft war. Bevor ihn die Scheidung, die Kündigung hinausgeworfen hat. Das kann ich nur, wenn ich Geschichten erzähle, strittigen Inhalten Gesichter gebe. Und das spricht das Publikum wieder an. Jeder ist ein Mensch, mit seinem Leben, seinen Sorgen und Ängsten. Er versteht damit auch die der anderen.

Und warum kann man damit auch die sogenannte Fun-Gesellschaft ansprechen? Weil sich deren Mitglieder schließlich auch nichts anderes als wieder spüren wollen. Sie wollen selbst erleben, verstehen, aktiv sein, nicht überflutet werden. Die Schicksalsbeschreibung lässt sie fühlen, berührt sein. Denn Fun bedeutet nicht nur Spaß, sondern vor allem Erleben.

In der täglichen Berichterstattung müssen sich also Geschichten durchsetzen, dann habe ich mein Publikum und kann etwas bewirken. Ein geplantes Gesetz wird Realität, wenn ich seine Auswirkung auf die Betroffenen beschreibe. Und zwar auf die schwächsten Betroffenen. Die müssen im Fokus sein, nicht jene, die davon nicht berührt werden. Statt, dass wir Journalisten es uns bequem machen, müssen wir raus gehen. Die Geschichten erkennen, spüren, beschreiben.

Im österreichischen Wahlkampf ist es dem KURIER, jener Tageszeitung, für die ich arbeite, gelungen, ein unbeachtetes Thema auf diese Art zum wichtigsten Wahlkampfthema zu machen: die Pflegesituation von Alten und Kranken. Die betroffenen Familien können sich keine offiziellen Krankenschwestern leisten und beschäftigen daher illegales, zumeist ausländisches Pflegepersonal. Das Thema war zu Beginn keines. Wir blieben dran, berichten über Schicksale, erzählten von ersten Anzeigen. Das hatte zur Folge, dass sich alle Parteien um die Lösung des Problems stritten. Noch im Wahlkampf wurde verordnet, dass Strafanzeigen nicht verfolgt werden. Gleich nach der Wahl wurden die ausländischen PflegerInnen von den beiden Großparteien SPÖ und ÖVP (auf eine gemeinsame Regierung haben die beiden sich bis heute nicht einigen können) legalisiert -das siebenjährige Arbeitsverbot der EU-Neulinge in Österreich – gilt für sie nicht mehr.

Auch in Italien hat kürzlich das Hinschauen eines Journalisten Furore gemacht.

Im Juli war ein Arbeitslager für illegale Erntehelfer aus osteuropäischen Ländern aufgefliegen. Die Insassen mussten ihre Aufseher mit dem KZ-Titel „Kapo“ ansprechen, und die mit Falschgeld bezahlt wurden. Dann hatte sich der prominenter Enthüllungsjournalist, der Journalist Fabrizio Gatti, der sich im Vorjahr bereits als „Flüchtling“ in die Aufnahmelager von Lampedusa geschlichen hat, die Arbeitsbedingungen auf den Plantagen am eigenen Leib angetan. Und seither sieht sich die Polizei gezwungen aufzudecken, was alle – untätig die ganzen Jahre - vorher schon wussten: dass in Apulien die Sklavenarbeit grassiert.

Noch ein Beispiel: Die Beschreibungen der Lebensumstände der Jugendlichen in den Pariser Vorstädten hat das Meinungsbild schlagartig verändert: Zuerst war da von marodierenden Asozialen die Rede, die die Banlieues anzünden. Durchs Geschichtenerzählen wurden sie zu hoffnungslosen, chancenlosen, jungen Menschen, denen man Perspektive geben muss. Nicht mehr die Kids waren das Problem, sondern die Politik, die wegsieht. Die Politiker waren in der Ziehung.

Vor mehreren Jahren ist es mir auch gelungen im KURIER, das Augenmerk auf eine schwache Gruppe zu lenken. Ich wurde im Oktober informiert, dass Asylwerber aus dem österreichischen

Flüchtlingslager geworfen werden. Zuerst wollte dem niemand so recht Bedeutung beimessen, alle gingen von Einzelfällen aus. Ich bekam wenig Platz für die Geschichte. Die Nachricht blieb aber die gleiche: Massen werden entlassen. Ich fuhr ins Lager, machte eine Reportage, erhielt mehr Platz. Schließlich begannen die anderen Medien darauf einzusteigen. Es stellte sich heraus, dass der damalige Minister per Verordnung Flüchtlinge aus bestimmten Ländern (die Liste war sehr lang und betraf die meisten Asylwerber) entlassen ließ. Wohl in der Hoffnung, dass sie untertauchen und damit nicht mehr auf Staatskosten versorgt werden müssen. Der Innenminister berief sich auf eine entsprechende EU-Richtlinie und verwies darauf, dass ohnehin demnächst die so genannte Grundversorgung für Asylwerber gelten werde. Dann würde der Staat – wiederum EU-konform – für Unterkunft, Kost und Taschengeld aufkommen. Das Problem war, diese Grundversorgung sollte erst Monate später kommen, über den kalten Winter standen die Leute auf der Strasse. Der nachhaltigen Berichterstattung schlossen sich nach und nach alle Medien an. Die einen erzählten von der schwangeren Mutter, die anderen von vielköpfigen Familien – alle ohne Dach über dem Kopf. Der Minister geriet stark unter Druck. Schließlich war die Regierung gezwungen, eine finanzielle Regelung mit den nichtstaatlichen Hilfsorganisationen, die die meisten Flüchtlinge aufnahmen, einzugehen.

Es ist also möglich, etwas zu verändern. Durch Nachhaltigkeit eine kritische Masse zu erzeugen. Hier ist also die Verantwortung des Journalismus gefragt. Wir müssen uns wieder auf unsere Aufgaben besinnen, kritisch zu berichten, aus dem Blickwinkel des schwächsten Betroffenen heraus, Dinge zu beleuchten. Wir dürfen uns keinesfalls selbst überrollen lassen von der Informationsflut, hetzen lassen von der Schnellebigkeit. Und wenn es so mancher schon nicht aus dem Selbstverständnis des Berufes heraus tut, dann vielleicht aus Eitelkeit. Denn welcher Journalist will schreiben, berichten und nicht gelesen oder wahrgenommen werden. Denn: Wir können immer nur schreiben, was das Publikum auch lesen will.